

Rundschau

Speed Dating im Tibus | 06

Picassoplatz in Münster | 08

Fitnessraum am Tibusplatz | 10

DKV
Residenz
Tibusplatz

IM
HERZEN
JUNG!

Grußwort

Liebe Leserinnen und Leser,

wir begrüßen Sie zu einer neuen Ausgabe unserer Rundschau. Die letzte Veröffentlichung war unser Jubiläumsmagazin, auf das wir viel positive Resonanz erfahren haben. Danke dafür. Ihre Rückmeldungen veranlassen uns zu der Frage, ob Sie zukünftig vermehrt an Artikeln, die das Leben der Residenz betreffen, interessiert sind. Bitte teilen Sie uns, (den einzelnen Redaktionsmitgliedern direkt oder schriftlich über die Rezeption) ihre Meinung dazu mit. Wir sind gespannt!

In der heutigen Ausgabe nehmen wir Sie mit in die Pflanzenwelt, zu verschiedenen Landschaften, ins Picasso-Museum der Stadt Münster und in die Welt der Musik, der Literatur und der Wissenschaft. Ebenso gewähren wir Einblicke in das erste Speed Dating der Residenz sowie in unseren neu eröffneten Fitnessraum.

Wir wünschen Ihnen mit unserer aktuellen Auswahl an Themen einen wundervollen Start in den Frühling mit hoffentlich milder Luft, viel Sonne und blauem Himmel. Erfreuen wir uns an den Farbtupfern in der Natur – der ein oder anderen Herausforderung zum Trotz.

Die Redaktion

Inhalt



| 04
Immigranten



| 10
Fitness



| 16
Ausstellung

Die blühenden Immigranten	04
Speed-Dating im Tibus	06
Der Stolz der Münsteraner	08
Haben Sie heute schon ihren Pectoralis trainiert?	10
Überlegungen zu Recht, Unrecht und Gerechtigkeit	12
Frühling, Selma Meerbaum	15
Stadt, Land, Residenz	16
Begnadet: Joseph Anton Bruckner	18
Ein Märchen, „gar schnurrig“	20
Bahnbrechende Entdeckungen: Wilhelm Conrad Röntgen	22
Fast vergessene Wörter: Die Weißnäherin	25
Berührend schöne Bücher: Ein Buch, wie für mich geschrieben	26
Von Raketenfrauen und Dramasprechern	28
Schöne Stunden beim Jubiläumskonzert	30
Impressum	31



Die blühenden Immigranten

Woher kommen sie?

Sie sind uns lieb und vertraut: Das Schneeglöckchen, das Stiefmütterchen, das Wandelröschen, das Husarenköpfchen, die Tulpe ebenso wie die Hortensie, die Margerite und die Herbstaster. Man findet sie alle in den – geschätzt – 17 Millionen Gärten und auf den Balkonen in Deutschland. In unserem Bewusstsein und in unseren Augen sind sie ganz selbstverständlich heimische Pflanzen. Fragt man aber danach, ob sie, wie das Gänseblümchen oder die Brennnessel, in Märchen, Sagen, Liedern vorkommen, wird man keine dieser Pflanzen finden.

Sie alle sind eingewandert

Einige davon schon vor langer Zeit, andere erst in den letzten Jahrzehnten. Es sind Neophyten. Derzeit sind 400 in Registern aufgelistet. Woher kamen sie, wer hat sie mitgebracht? Die meisten kamen aus Nord- und Südamerika, eine ähnlich große Anzahl aus allen Teilen Asiens. Es waren ursprünglich die Wildformen der Pflanzen. Sie waren im Gepäck von „Reisenden“, Forschern, Expeditionsmitgliedern zu Wasser und zu Lande. Der Erste von ihnen war Kolumbus, der Schiffsladungen von Pflanzen aus Mittelamerika für die Gärten seines Königs mitbrachte.

Der Berühmteste war Alexander von Humboldt, der Tausende Pflanzen auf dem amerikanischen Kontinent gesammelt und nach Deutschland gebracht hat. Nur ein kleiner Teil hat überlebt. Wenn ihre neue Umgebung den Standorten ihrer Heimat nicht ähnelte, oder wenn sie sich nicht anpassen konnten, verschwanden sie wieder.

Pflanzen kamen häufig als „blinde Passagiere“ zu uns in Getreidelieferungen aus Amerika oder Saatgutlieferungen aus Russland. Viele davon eher unauffällig und als „neue“ Pflanzen kaum wahrgenommen. Heute sorgt der globale Warenaustausch für immer mehr „blinde Passagiere.“

Im Zeitalter der Romantik entwickelte sich in Deutschland die Gartenbaukunst. Könige, Fürsten und der Adel überboten sich in der Anlage prächtiger Gärten. Es waren prachtvolle, ungewöhnliche Pflanzen gefragt.

Was heute als „Florenverfälschung“ von Naturschützern beklagt wird, war im 19. Jahrhundert der Versuch, die Natur zu bereichern oder zu verschönern. Um das zu erreichen, begann man Blütenpflanzen zu züchten mit dem Ziel, größere und mehr Blütenblätter zu erhalten. So geschehen bei den Tulpen, den Stiefmütterchen, der Akelei. Der Siegeszug der „gefüllten“ Blüten begann.

Die Schönheit hat ihren Preis

Viele der auf diese Weise gezüchteten Blüten sind Hybride. Sie können sich nicht selbst und ohne gärtnerische Hilfe reproduzieren. Der zweite Nachteil: Sie bieten Insekten keine Nahrung, weil die Staubgefäße unter ihren zahlreichen Blütenblättern keine Pollen bilden. Sie sind nur schön.

Neophyten auf schwarzen Listen

Es gibt in Deutschland eine andere Gruppe von Neophyten, die nicht schön, aber vor allem nicht willkommen sind. Diese Neophyten werden nicht nur mit Argwohn beobachtet, weil sie fremd sind, vielleicht schädlich oder giftig. Ihre Ausbreitung ist bedrohlich.

Auch sie sind in Deutschland und einigen europäischen Ländern registriert auf „Schwarzen Listen“, offiziell so genannt. Es geht um ein gutes Dutzend Pflanzen. Die beiden bedrohlichsten sind die Hercules-Staude oder Riesen-Bärenklau, im Kaukasus heimisch, und das Indische Springkraut aus dem Himalaya.

Diese beiden Pflanzen sind in der Lage, heimische Pflanzen und auch andere Neophyten binnen kurzer Zeit durch ihre nicht zu bremsende Vermehrung völlig zu verdrängen. Jede Hercules-Staude bildet mehrfach im Jahr 20.000 Samen aus. Es ist gut vorstellbar, wie sie an den Rändern von Autobahnen verdriften und jede Fläche besiedeln. Hinzu kommt, dass sie phototoxische Substanzen enthalten, die im Zusammenhang mit Sonnenlicht schwere Verbrennungen bei Menschen und Tieren verursachen. Kaum zu glauben, dass die Hercules-Staude als botanische Attraktion im 19. Jahrhundert in Botanischen Gärten gepflanzt wurde.

Das Indische Springkraut ist in der Lage, flächendeckende Brennnesselbestände völlig zu überwuchern. Beide werden massiv bekämpft, aber man hat zu spät damit begonnen. Ein Kampf, der sich über Jahre hinziehen wird. Zu Recht werden diese Pflanzen „Invasoren“ genannt.

> **Ingeborg Schöberl**



Heute nur als Dekoration auf dem Wagen – früher kamen unseren „heimischen“ Pflanzen von weit her

Speed-Dating im Tibus

Ein sehr vergnüglicher Nachmittag

Speed-Dating für Tibus-Bewohnerinnen und -Bewohner? Na, na! Sind wir nicht zu alt für Derartiges? Und sowieso, Single-Herren gibt es doch nur wenige unter uns. Aber nein, so war es nicht gemeint. Nicht Pärchenfindung war die Absicht, wohl aber das bessere Kennenlernen einzelner Mitbewohnerinnen und Mitbewohner. Schließlich leben hier um die 300 Damen und Herren Tür an Tür, aber sehr viele von ihnen kennen nur wenige Nachbarn näher. Die Fluktuation ist hoch und besonders die neu Zugezogenen fremdeln oft längere Zeit. Also ein organisiertes „Dating“ im Kulturprogramm, dem unterhaltsamen Fernsehfilm „Abendglühen“ mit Mario Adorf, Senta Berger und anderen Stars abgeschaut, nur eben mit etwas anderer Zielsetzung.

Es ist Freitagnachmittag

Dreizehn Damen und immerhin ein Herr finden sich im Gesellschaftsraum neben dem Restaurant ein. Es soll noch mehr Interessenten gegeben haben, aber die Gruppengröße passt für den Raum und die benötigten etwa anderthalb Stunden für die veranschlagte Zeit. Herr Hötzel vom Kulturbereich und Frau Koester-Preckel von der Bewohnerbetreuung haben alles vorbereitet und moderieren. Sieben kleine Tische stehen im Rund, und je zwei Teilnehmende werden gebeten, an einem Tisch gegenüberstehend Platz zu nehmen. Ein Namensschildchen und – wenn gewünscht – ein Gläschen Sekt dienen als Accessoires. Man mustert kurz sein Gegenüber, begrüßt es freundlich und stellt sich selbst vor. Um die Gespräche anzuregen, liegen je etwa fünf Karten mit unterschiedlichsten Fragen auf den Tischen.

Also fangen wir tapfer an. „Welche Art Bücher lesen Sie am liebsten?“ Mein erstes Gegenüber war Bibliothekarin. Das Stichwort Bücher trifft ins Schwarze. Beim Lieblingsspielzeug harmonieren wir auch: „Anziehpuppen, wissen Sie, solche aus Papier, die einen ganzen Bogen voll Kleidungsstücke besaßen, damit habe ich viel gespielt, weitere Kleider hinzugemalt.“ Es gibt reichlich zu erzählen.



Nach sieben Minuten unterbricht uns ein Glöckchen

Es ruft uns alle auf, rechts herum einen Tisch weiter zu rücken, sodass jeder ein neues Gegenüber bekommt und neue Gesprächsanstöße. O Gott, bei den Fragen zum Thema Sport weiß ich wenig zu sagen. Haustiere? Ich stamme vom Bauernhof. Dunkle Themen wie Krankheit, Unglück, Verlust klammern die Kärtchen aus. „Aber wie steht es mit einem Schwank aus Ihrem Leben? Erzählen Sie mal!“ Vereinzelt werden selbst philosophische Themen angesprochen: „Was betrachten Sie als Geheimnis eines erfüllten Lebens?“ Da muss man ja wohl erst länger nachdenken. Reichen da sieben Minuten? Das Glöckchen ruft schon zum Weiterrücken auf.

Sehr viele der Fragekärtchen zielen aber auf unsere individuelle Vergangenheit: Nach der Herkunft, der Familie, dem Beruf, dem Entschluss, in die Seniorenresidenz umzusiedeln, der Dauer des Aufenthaltes im Haus. Es scheint, dass der Schwerpunkt vieler Gespräche sich langsam hierhin verlagert. Mehr und mehr gewinnt das Stimmengewirr an Lautstärke. Nun ja, das Alter – man hört ja auch nicht mehr so gut.



„Welche Art Bücher lesen Sie am liebsten?“

Doch das Glöckchen übertönt alles! Nach sieben mal sieben Minuten haben alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der inneren Tischrunde alle der äußeren Runde gesprochen und umgekehrt. Die Platzwechsel haben auch noch etwas Zeit gekostet. Nach etwa anderthalb Stunden erklingt die Schlussglocke. Alle blicken mit erheiterter Miene in die Runde. Jeder hat sieben Mitbewohnerinnen bzw. einen Mitbewohner ein wenig näher kennen gelernt.

„Was betrachten Sie als Geheimnis eines erfüllten Lebens?“

Selbst wenn man nicht gleich alle Namen behält; man grüßt sich jetzt jedenfalls etwas vertrauter im Fahrstuhl. Das „Dating“ ist für diesmal beendet. Es hat Spaß gemacht und sollte wiederholt werden, meine ich.

> **Dr. Monika Lahrkamp**

„Warum sind Sie in die Tibus-Residenz gezogen?“

„Wie steht es mit einem Schwank aus Ihrem Leben? Erzählen Sie mal!“

Der Stolz der Münsteraner

Das Kunstmuseum Pablo Picasso und der Picasso-Platz in der Königsstraße

Der Stolz ist absolut berechtigt, denn die wohl bedeutendste Sammlung des grafischen Werkes des weltbekannten spanischen Malers Pablo Picasso ist hier im einzigen Picasso-Museum Deutschlands zu besichtigen. Im Jahr 2000 eröffnete das Kunstmuseum in der Königsstraße. In seinem Bestand befinden sich über 800 Grafiken Picassos, darunter sein fast vollständiges lithografisches Werk. Die Exponate stammen überwiegend aus der privaten Sammlung Gert Hunzingas – eines überaus erfolgreichen Grafikers aus dem nahen Lengerich, einige wurden von der Sparkassen-Stiftung erworben. Das Museum zeigt auf rund 600m² Ausstellungsfläche Präsentationen rund um Picasso, seine Zeitgenossen und Kunstfreunde. Ein sensationeller Erfolg gelang 2015 mit dem Erwerb von Deutschlands größter Matisse-Sammlung, bestehend aus 121 Werken des Künstlers.

In zwei historischen Gebäuden sind die Ausstellungsräume des Picasso-Museums untergebracht. Eines davon, der in den Jahren 1784 bis 1788 erbaute Adelshof „Drüffel’scher Hof“ gehört zu den wichtigsten Klassizismusbauten in der Stadt Münster. Das aus Backstein und Bamberger Kalksandstein errichtete Haus – typisch für die Region – wurde Ende 1990 für das Museum mit dem Nachbarhaus verbunden. Von diesem blieb nur die denkmalgeschützte Fassade, hinter der die modernen Ausstellungsräume entstanden.



Moderne Ausstellungsräume entstanden hinter der Denkmalschutzten Fassade

Unter dem Titel „Die Brücke zur geistigen Welt“ widmet sich eine Ausstellung im Picasso-Museum in diesem Jahr vom 3. Februar bis zum 12. Mai den Meistern des Expressionismus. Hundert Werke, von Marc bis Macke, von Kandinsky bis Kirchner sind zu sehen. In der kleinen, parallel laufenden Studio-Ausstellung gedenkt man eines Prominenten, der Beziehungen zu Pablo Picasso hatte: „Ein anregender Dialog“ zwischen dessen Werken und Hemingways Literatur, so heißt es in der Ankündigung, wird diese Gegenüberstellung mit Sicherheit.



Der Picasso-Platz

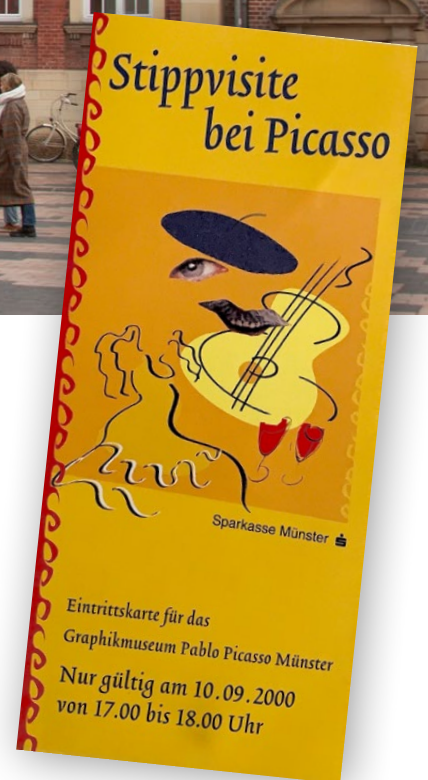
Man könnte vermuten, die circa 14.000 Pflastersteine aus rotem Granit, Basalt und Beton, alle im Format 23,9 × 23,9 cm seien willkürlich auf dem Platz gegenüber dem Picasso-Museum angeordnet worden. Weit gefehlt! Aus der zweiten Etage des Hauses erst sieht man, dass die Steine sich zu einem überlebensgroßen Konterfei Pablo Picassos zusammenfügen und dadurch die Besonderheit des Platzes sichtbar wird. Im Jahr 2009 führte seine Gestaltung zu heftigen Diskussionen unter den Bürgern Münsters. Sie plädierten für mehr grüne Anpflanzung und beklagten nach der ungewollten Art der Fertigstellung, dass das Portrait Picassos vom Boden aus ja gar nicht zu erkennen sei. Aber genau das war beabsichtigt. Die auf den ersten Blick wirre Pflasterung soll geheimnisvoll auf den Betrachter wirken und zum Rätseln anregen. Der ursprünglich unbedeckte



Oberkörper des Künstlers verärgerte dann nicht nur seinen Sohn Claude. Also wurde Picasso der von ihm stets getragene Ringelpulli „angezogen“.

Der Museumsshop im Foyer des Museums hält für alle Kunstinteressierten und Picassofans ein vielfältiges Angebot bereit: hochwertige Ausstellungskataloge und individuelle Geschenkideen laden zum Stöbern ein und das „Monsieur P“, ein im Stil eines französischen Bistros gehaltenen kleinen Restaurants hält den ganzen Tag über Snacks, Suppen, Salate und Kuchen bereit. Es kann darüber hinaus auch für private und geschäftliche Feiern gemietet werden.

> **Ingeborg Ollmann**



Eintrittskarte zur ersten Ausstellung im Picasso Museum

„Monsieur P“, das Bistro am Picassoplatz



Haben Sie heute schon ihren Pectoralis trainiert?

Ihren was?

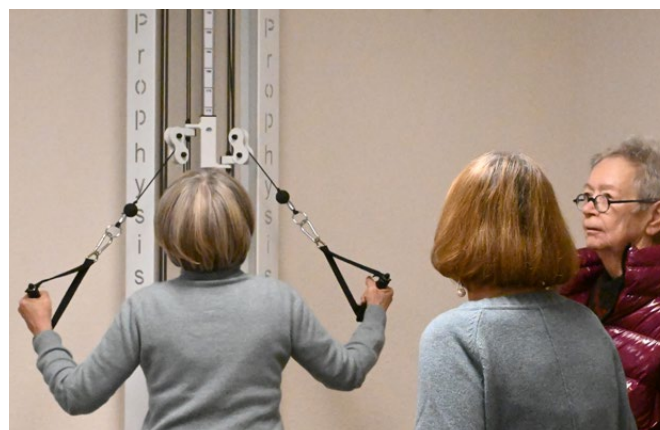
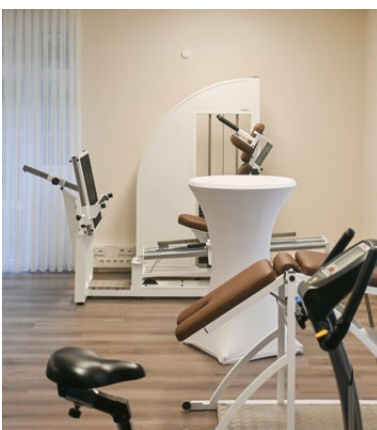
Ich befinde mich im neu eingerichteten Fitnessraum am Tibusplatz. Hier herrscht reger Betrieb. Gerade macht unsere Bewohnerin Gisela Glusa Übungen am „**Handlauf**“, um ihr Gleichgewicht zu trainieren. Zuvor hat Herr Geißler ihr eine Einweisung gegeben. So, dass sie genau weiß, auf was sie achten muss. Sie steht auf zwei Matten und tippt mit dem rechten Fuß vor, dem linken Fuß zurück. Der „Handlauf“ sorgt dabei für den nötigen Halt. „Und das Lächeln bitte nicht vergessen! Es soll schließlich auch Spaß machen!“ so die Worte von Alexander Geißler, unserem Gesundheitscoach. Nebenbei erzählt Frau Glusa mir von dem Geschenk, das ihre Nichte ihr gemacht hat – und zwar die Pflege eines Kaktusses im Botanischen Garten. Damit sie in Bewegung bleibt. Am Mittagstisch im Restaurant wird geschmunzelt, wenn sie ankündigt, heute Nachmittag zu „ihrem“ Kaktus zu gehen. Zeigt es doch auch, wie wichtig Frau Glusa regelmäßige Bewegung ist. Denn wer rastet der rostet! Das spürt sie am eigenen Leib. Und deshalb ist sie so froh, ab sofort nun auch hausintern weitere Übungen in ihr Bewegungsprogramm einbauen zu können.

Jetzt betritt Ingrid Schmidt die Räumlichkeiten. Sie ist das erste Mal „hier unten“, wie sie sagt. Sie bittet Herrn Geißler, ihr das „**Liegefahrrad**“ und das „**Standfahrrad**“, die beide vor dem Fenster stehen, zu erklären. Was sind hier die Unterschiede? Das „**Liegefahrrad**“ hat eine Rückenlehne; man sitzt darauf komfortabler und der Einstieg ist sehr viel leichter.

Frau Schmidt aber findet das „**Standfahrrad**“ passender. Unser Gesundheitscoach betont, wie wichtig es sei, langsam mit dem Üben anzufangen und sich nicht zu überfordern. Denn, ein großes Stück Eigenverantwortung trägt jeder. Das muss auch jedem Einzelnen stets sehr bewusst sein! Frau Schmid freut sich sehr über das neue Angebot im Haus: „Früher musste ich immer bis zum Ludgeriplatz fahren; da war der Aufwand um Vieles größer. Jetzt kann ich, wann immer ich will, hierherkommen. Denn mit meinem Wohnungsschlüssel komme ich jederzeit hier in diese Räumlichkeiten.“

Herr Geißler legt für jede Bewohnerin, jeden Bewohner eine Karteikarte an, wenn gewünscht. Dort sind die einzelnen Übungen aufgelistet mit den jeweils individuellen Einstellungen an den dafür ausgesuchten Geräten. So kann jeder nach einmaliger Einweisung immer direkt „loslegen“.

Nun lädt er mich zu einem „Flug über die Dolomiten“ ein. Den habe ich mir gewünscht, statt Bergwandern. Das ist mir zu anstrengend. Die Rede ist von unserem neuen „**Bike-Labyrinth**“. Mit einem „Bike Labyrinth“ kann man sich virtuell in verschiedenen Szenarien bewegen. Diese werden auf einem großen Bildschirm direkt vor dem Rad gezeigt. Nur wenn man also fleißig in die Pedale tritt, kann man diverse Landschaften oder Städte auf sich wirken lassen; seien es die Pyramiden von Gizeh, der Botanische



Eröffnungsfeier
unseres Fitnessraumes
am 11. Januar 2024



Garten Keukenhof, der Gardasee, Münsters Innenstadt oder eben die Dolomiten aus der Vogelperspektive. Da ist für jeden Geschmack etwas dabei! Während man darin versinkt, ist man auf wunderbare Weise abgelenkt und merkt nicht, wie die Zeit vergeht. Eine schöne Art, sich fit zu halten! Eine entspannte Art, Prävention zu betreiben und mehr Sicherheit bei den Bewegungen zu bekommen. Die kann man auch noch mit weiteren Geräten erwerben. In unserem neu eröffneten Fitnessraum gibt es noch weitere seniorengerechte Geräte: Hier ist eine **„Beinpresse“** zum Training der gesamten Beinmuskulatur, dort ein **„Winkeltisch“** für den Rumpf, daneben hängt die **„Sprossenwand“** zum Klettern oder Hängen.



Alexander Geißler ...

... bietet nach Anmeldung regelmäßig individuelle Einführungstermine an. Und unsere Kooperationspartner „Witte & Hase“ sind täglich mit ihren Physiotherapeuten vor Ort. Mit ihnen können die Bewohnerinnen und Bewohner auf Rezept verschriebene Übungen machen. Das ist eine überaus sinnvolle Ergänzung zum individuellen Üben.

Ebenso steht allen Interessierten eine **„Trainingsbank“**, ein **„Vertikalzug“**, ein **„neuroorthopädisches Präventions- und Trainingsgerät“** sowie ein **„Seilzugapparat“** mit jeweils zwei Handgriffen für Bauch- und Rückenmuskulatur zur Verfügung. Insgesamt stehen den Bewohnerinnen und Bewohnern elf verschiedene Geräte zur Auswahl.

Und was genau ist nun der Pectoralis? Keine Ahnung. Doch unten im Fitnessraum in Haus 7 bekommen Sie die Antwort. Und Herrn Geißler zeigt Ihnen sogar, wie sie ihn trainieren können!

Glauben Sie mir, ein Weg hierher lohnt sich. Nicht nur für ihren Pectoralis.

> **Ulrike Wünnemann**



Überlegungen zu Recht, Unrecht und Gerechtigkeit

Wir sprechen viel von Recht. Es kommt in unserem täglichen Sprachgebrauch sehr oft vor. „Du hast recht“, „das geschieht Dir recht“, „von Rechts wegen“, „ihm wird Unrecht getan“, „das ist aber ungerecht.“

Was ist das für ein Recht, von dem hier gesprochen wird?

In juristischen Lehrbüchern steht: Recht ist die Gesamtheit aller gesetzlichen Vorschriften und der von den Gerichten angewendeten Regeln. Man nennt es objektives Recht. Das subjektive Recht ist, was dem Einzelnen von „Rechts wegen“ zusteht. Eine unzulängliche Erklärung, eine Zirkeldefinition denn in ihr wird mit dem Begriff „Recht“ erklärt, was erklärt werden soll. Aber schon 1781 schrieb Immanuel Kant: „Noch immer suchen die Juristen nach einer Definition zu ihrem Begriffe von Recht.“ Sie suchen offensichtlich noch heute, denn auf die Frage: Was ist Recht? Geben zehn Rechtsphilosophen und Rechtsgelehrte durch alle Jahrhunderte zehn Antworten.

Sicher ist: Gemeinschaften brauchen Regeln für das Zusammenleben

Sie allein garantieren deren Bestand. Das gilt für Tiergemeinschaften ebenso wie für uns, den Homo sapiens, der ja nur eine Variante dieser Gemeinschaften ist. Diese instinktiv festgelegten Regeln wurden durch alle Jahrtausende der Menschheitsgeschichte eingehalten.

Aus ihnen entwickelte sich unser Rechtsempfinden, von dem Archäogenetiker sagen, es sei mittlerweile genetisch verankert. Dafür spricht, dass bereits zweijährige Kinder ein Gespür für richtig oder unrichtig haben, selbst wenn es ihnen durch Vorbild oder Erziehung noch nicht beigebracht werden konnte.

Richterliche Entscheidungen können unserem persönlichen Rechtsempfinden zutiefst widersprechen. Vor Gericht bekommt man keine Gerechtigkeit, sondern ein Urteil, lautet ein Sprichwort. Ein Richter wendet ein Gesetz an, das in einem verfassungsmäßigen Verfahren zustande gekommen ist, das so formuliert wurde, dass es die Mehrzahl aller denkbaren Fälle erfasst. Er muss dieses Gesetz anwenden, damit die Rechtssicherheit gewahrt wird. Die Bürger müssen sich darauf verlassen können, dass der Maßstab immer derselbe ist. Gustav Radbruch, der große Rechtsgelehrte des 20. Jahrhunderts, hat das mit diesen Sätzen verdeutlicht: Für den Richter ist es Berufspflicht, das Gesetz zur Geltung zu bringen und

dafür das eigene Rechtsgefühl zu opfern. „Wir verehren den Pfarrer, der gegen seine Überzeugungen predigt, aber wir verehren den Richter, der sich trotz seines widerstrebenden Rechtsgefühls in seiner Gesetzestreue nicht beirren lässt.“

Kann es aber sein, dass ein Gesetz nicht rechtens ist?

Zwei Beispiele für „ungesetzliches Recht“ kennen wir aus der jüngsten Geschichte. Zum einen die Gesetze des NS Staates und die Gesetze der DDR, zwei „Unrechtsstaaten“, die die Menschenrechte und Grundrechte in ihrer Gesetzgebung völlig außer Acht ließen. Gesetzliches Recht ist nicht Recht, sondern Unrecht, wenn es in unerträglicher Weise der Gerechtigkeit widerspricht. (Radbruchsche Formel.)

Was ist Unrecht?

Unrecht ist nicht einfach das Gegenteil von Recht. Das Unrecht, das wir zufügen oder erleiden, setzt eine Handlung, einen Verstoß gegen Regeln, eine Verletzung unserer Rechtsordnung voraus. „Er ist im Unrecht“ oder ihm „wird Unrecht getan“ mit solchen Sätzen drücken wir aus, dass wir eine Handlung als nicht richtig oder nicht als gerecht empfinden. „Das ist nicht gerecht.“ Was bedeutet das, wenn wir es feststellen oder vorwurfsvoll sagen? „Gerechtigkeit“, sagt Immanuel Kant, „kann nichts anderes sein als ein vernunftgeleitetes, verallgemeinerungsfähiges Urteil des Gewissens, das sich darauf richtet, die Freiheiten und Interessen des einen gegen diejenigen des anderen abzugrenzen, dass sie nach einem allgemeinen Gesetz zusammen bestehen können.“

Eine anschaulichere Beschreibung dessen, was Gerechtigkeit bedeutet, bieten die beiden nachfolgenden Geschichten

Drei kleine Mädchen beklagen die ungerechte Aufteilung einer Pizza. Eines davon schlägt vor, die Pizza in drei gleich große Stücke zu schneiden. Wenn alle das Gleiche bekommen, dann ist es gerecht. Eine von ihnen hatte im Gegensatz zu den beiden anderen den Tag hindurch noch nichts gegessen, und die Dritte forderte einen größeren Anteil, weil sie bei der Zubereitung geholfen hatte.

Die zweite Geschichte ist uralt und sehr bekannt. Ein Beduinenscheich macht sein Testament und verteilt darin seine Kamele unter seinen drei Söhnen. Der älteste Sohn soll die Hälfte erben, der zweite Sohn ein Viertel und der Jüngste ein Sechstel. Als der Vater gestorben war, zeigt sich, dass nur elf Kamele vorhanden waren. Der Älteste verlangt davon sechs, aber das ist mehr als die Hälfte. Man geht zum Kadi. Der entscheidet: Ich werde Euch eines meiner Kamele zu Verfügung stellen. Mit Gottes Hilfe gebt ihr es mir zurück, sobald ihr könnt. Sie haben nun zwölf Kamele. Der Älteste bekommt die zugesagte Hälfte, sechs Kamele, der Mittlere ein Viertel, also drei Kamele und der Jüngste das versprochene Sechstel, also zwei Kamele. Und das übrig gebliebene Kamel? Es wird von den Brüdern getränkt und gefüttert und dem Kadi zurückgegeben.

Die Abwägung nach dem allgemeinen Gesetz, von dem Immanuel Kant spricht, muss demnach in der ersten Geschichte Gleichheit, Bedürfnis (der Hunger) und Leistung (die Mithilfe) berücksichtigen, um zu einem gerechten Ergebnis zu kommen. Das heißt für die drei Mädchen: Eine Hälfte wird in drei gleiche Teile geschnitten und die andere Hälfte erfordert einen Konsens, der wiederum eine moralische und eine ethische Seite hat: Moralisch wäre es, beim Aufteilen der zweiten Hälfte sich nach einem überlieferten Verhaltensmuster zu richten, wie zum Beispiel: Du sollst nicht übervorteilen. Ethisch korrekt zu teilen, müssten die Drei beurteilen, ob sie bei ihrer Aufteilung gut oder schlecht gehandelt haben.

In beiden Geschichten geht es um Verteilungsgerechtigkeit. Der auch in der zweiten Geschichte erforderliche Konsens wird durch einen Dritten erbracht, der die moralische und ethische Seite bedenkt und zudem den Willen des Erblassers im Auge hat.

Verteilungsgerechtigkeit ist eine der vielen Formen von Gerechtigkeit.

Die Vielfalt beweist, dass es eine allumfassende Gerechtigkeit nicht geben kann, vielleicht eine Annäherung daran. Unterschiedliche persönliche Bedürfnisse, Lebenssituationen und soziales Umfeld prägen das Verständnis von Gerechtigkeit.

Justitia, die römische Göttin der Gerechtigkeit, hat in fast allen Darstellungen drei Attribute: Sie trägt eine Augenbinde als Zeichen, dass sie ohne Ansehen der Person unparteiisch handelt. In einer Hand hält sie eine Waage als Zeichen, dass sie abwägt zwischen wahr und falsch, zwischen Recht und Unrecht. Sie trägt in der anderen Hand ein Schwert. Es symbolisiert das Machtmittel, mit dem Sie schützt oder bestraft.

Die Justitia auf dem Brunnen, vor dem Römer, dem Rathaus meiner Heimatstadt Frankfurt am Main, ist mir als Sinnbild der Gerechtigkeit sehr vertraut.

> Ingeborg Schöberl



Frühling

*Sonne. Und noch ein bisschen aufgetauter Schnee
und Wasser, das von allen Dächern tropft,
und dann ein bloßer Absatz, welcher klopft,
und Straßen, die in nasser Glattheit glänzen,
und Gräser, welche hinter hohen Fenzen
dastehen, wie ein halbverscheuchtes Reh...*

*Himmel. Und milder, warmer Regen, welcher fällt
und dann ein Hund, der sinn- und grundlos bellt,
ein Mantel, welcher offen weht,
ein dünnes Kleid, das wie ein Lachen steht,
in einer Kinderhand ein bisschen nasser Schnee
und in den Augen Warten auf den ersten Klee ...*

*Frühling. Die Bäume sind erst jetzt ganz kahl
und jeder Strauch ist wie ein weicher Schall
als erste Nachricht von dem neuen Glück.
Und morgen kehren Schwalben auch zurück.*

Selma Meerbaum

Selma Meerbaum-Eisinger wurde am 5. Februar 1924 in Czernowitz (damals Rumänien, heute Ukraine) geboren. Sie starb am 16. Dezember 1942 im Zwangsarbeitslager Michailkowa in Rumänien. Selma Meerbaum war eine rumänische, deutschsprachige Dichterin, die als verfolgte Jüdin achtzehnjährig an Fleckfieber starb. Das Gedicht „Frühling“ schrieb sie sechzehnjährig am 7. März 1940.

Hilde Domin notierte zu diesem Gedicht: „Es ist eine Lyrik, die man weinend vor Aufregung liest: So rein, so schön, so hell und so bedroht.“



Tibus-Residenz mit Supermond, Robert Schulte

Stadt, Land, Residenz

Eine Kunstausstellung, die es so noch nicht gab

Im Laufe der vergangenen Monate kam ich mit kreativen Kolleginnen und Kollegen aus anderen Abteilungen in Kontakt, die es lieben, mit ihrer Kamera Gesehenes festzuhalten. Schon Elliott Erwitt, ein amerikanischer Fotograf, sagt: „Es hat wenig mit den Dingen zu tun, die man sieht, und alles mit der Art, wie man sie sieht. Fotografieren ist ziemlich einfach: Man reagiert auf das, was man sieht. So gesehen entstand die Idee und auch der Mut, eine kleine Kunstausstellung vorzubereiten, die ausschließlich Fotos von uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Residenz zeigt.

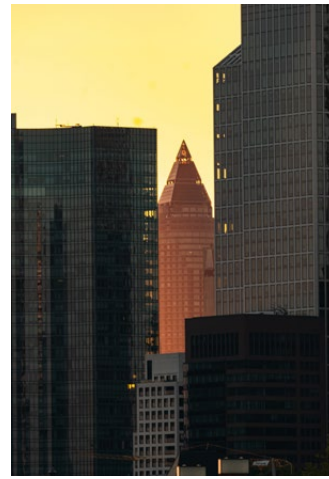
Die Vielfalt der Motive und Ansätze ist bemerkenswert! Da gibt es urbane und natürliche Landschaften, wie die Wolkenkratzer von Frankfurt, verwachsene alte Bäume im Morgennebel, der Vollmond über den Dächern der Residenz, eine Studie über die vier Jahreszeiten anhand eines Obstbaumes und ein

beinahe schon grotesk wirkender Schlagschatten der eigenen Hauskatze. Die Vorbereitungen verliefen aufgrund der zugänglichen, aber auch sehr unterschiedlichen Motive relativ spielerisch. Jetzt musste nur noch ein Titel her. „Stadt, Land, Residenz“ erschien passend, da sich die Motive zwischen urbanen und natürlichen Landschaften bewegen.

In meiner eigenen Kunst zum Beispiel versuche ich immer, die Leichtigkeit des Schaffensprozesses mit einfließen zu lassen, denn Kunst wirkt manchmal ziemlich elitär. Das sollte sie – meiner Meinung nach – aber nicht sein. Jeder sollte seine eigene Beziehung zu Kunst entwickeln können. So finden die Kolleginnen und Kollegen **Birgit Lembeck**, Texterin aus der Kultur, **Michael Neve**, Bereichsleiter der Gastronomie, **Robert Schulte**, Nachtportier an der Rezeption und **Christine Wietzorka**, Residenzberaterin, allesamt einen eigenen Zugang zur Kunst, der



Der Schattenwurf meines Katers, Christine Wietzorke



Frankfurter Skyline, Michael Neve



Mauna Kea, Lukas Hötzel

ihren Blick auf die Welt widerspiegelt. Der eine strebt nach technischer Perfektion und dem andere wiederum reicht ein Schnappschuss mit dem Smartphone völlig aus. Hierbei ist es wichtig, sich nicht allzu sehr von äußeren Faktoren beeinflussen zu lassen. Entscheidend ist, was man im Inneren spürt, welche Idee man hat und wie man die Faktoren nach außen tragen kann. Dafür ist die Fotografie als Medium sehr gut geeignet. Denn es gibt hier verschiedene Parameter, die ein Bild in einen ganz subjektiven Einblick verwandeln können.

Bei der Vernissage waren wir überrascht und erleichtert, dass doch einige Bewohnerinnen und Bewohner an unseren Fotografien interessiert sind. Es fand reger Austausch zwischen Fotografen und Bewohnerinnen und Bewohnern statt. Zu den einzelnen Motiven wurden Fragen gestellt, und es interessierte, noch mehr über den kreativen und technischen Prozess der Fotografien zu erfahren. Ich erinnere mich gerne an eine Unterhaltung mit einer Bewohnerin, die mich über meine Reise nach Hawaii befragte, da meine beiden Fotografien, die in der Ausstellung zu sehen sind, von dieser Reise stammen. Wir unterhielten uns lange und sprachen auch über ihre Reisen in die ganze Welt. Der Ursprung dieser Unterhaltung

war „nur“ eine Fotografie im Veranstaltungssaal. Ein kleines Bild, welches bei der Bewohnerin Erinnerungen an eigenes Erlebtes weckte. Ein Zugang, der den Beginn einer inspirierenden Unterhaltung markierte.

Und ist es letztendlich nicht genau das, was ein Bild zu Kunst macht?

> **Lukas Hötzel**

Lukas Hötzel ...

... arbeitet in der Abteilung für Kultur und Kommunikation. Hier ist er nicht nur für das visuelle Erscheinungsbild des Unternehmens verantwortlich, sondern auch für die Ideenfindung in verschiedenen Bereichen, wobei die Fotografie ein ständiger Begleiter ist.

Joseph Anton Bruckner

(1824 – 1896)

In diesem Jahr feiert die Musikwelt den 200. Geburtstag Bruckners unter dem Titel „Anton Bruckner 2024“. In der Musikgeschichte spricht man sehr häufig von den drei großen „B“s (Bach, Beethoven, Brahms). Ein viertes großes „B“ hätte es verdient, angehängt zu werden: Bruckner!



Bruckner war ein österreichischer Komponist der Romantik sowie Organist und Hochschullehrer. Erst spät in seinem Leben wurde er von den Zeitgenossen als Komponist gewürdigt. Er gehörte zu den wichtigsten und innovativsten Tonschöpfern seiner Zeit. Seine Werke haben bis weit in das 20. Jahrhundert hinein großen Einfluss auf die Musikgeschichte ausgeübt (z.B. Gustav Mahler). Seine bedeutendsten und wohl auch bekanntesten Kompositionen sind seine groß angelegten Sinfonien. Die Kirchenmusik hat er um wichtige Werke wie seine drei Messen und das Te deum bereichert. Als Organist war er eine Berühmtheit und seine Improvisationskunst fand allgemein Bewunderung.

Leben: Frühe Jahre (1824–1845)

Joseph Anton Bruckner kam als ältestes von zwölf Kindern des Lehrers Anton Bruckner und seiner Frau Theresia am 4. September 1824 zur Welt. Da zu den damaligen Pflichten eines Dorfschullehrers auch

kirchenmusikalische Dienste wie Kantoramt und Orgelspiel sowie das Aufspielen auf Dorffesten gehörte, kam der kleine Anton über seinen Vater bereits früh mit der Musik in Kontakt. Er lernte den Umgang mit Violine, Klavier und vor allem Orgel. Bereits mit etwa zehn Jahren fungierte er als Aushilfsorganist.

Nach dem Tod seines Vaters 1837 wurde er Sängerknabe im nahegelegenen Stift Sankt Florian in Linz. Wie sein Vater schlug Bruckner die Lehrerlaufbahn ein. Als Schulgehilfe im Dorf Windhaag kam es bald zu Auseinandersetzungen mit den Vorgesetzten: „Bruckner habe zu viel komponiert und auf der Orgel improvisiert, statt seinen Pflichten nachzukommen“. Zu den Pflichten gehörten auch Arbeiten auf dem Feld und im Wald. Tatsächlich entstanden in Windhaag drei Chormessen (u. a. die Windhaager Messe) und zwei kurze Messen a cappella. 1845 absolvierte er die Lehrprüfung und trat eine Stelle als Hilfslehrer in Sankt Florian an.

Domorganist in Linz (1855–1868)

Mit seiner überragenden Virtuosität und seiner Improvisationskunst wurde er zum Domorganisten ernannt. Er übernahm als Chorleiter den Männerchorverein „Liedertafel Frohsinn“, mit dem er auf vielen Reisen einen guten Ruf erwarb. Mit dem Erfolg seiner Kompositionen für Kirche und Chor gab er seinen Lehrerberuf auf. Er wurde Berufsmusiker. Trotz seiner bisherigen Erfolge und trotz der Aufführungserfolge seiner drei großen Messen (in d-Moll, e-Moll und f-moll) und seines Streichquartetts fühlte er sich noch nicht sicher genug für die Komposition freier Stücke. Erst sein Lehrer Otto Kitzler konnte ihn davon überzeugen, sinfonische Werke zu schaffen. Er war zunehmend von den Kompositionen Richard Wagners angetan. Er lernte den verehrten Komponisten 1865 anlässlich einer Aufführung von „Tristan und Isolde“ persönlich kennen. Er widmete seine 3. Sinfonie dem großen Meister.



Joseph Anton Bruckner

Bruckner in Wien (1868–1896)

Nach dem Tod seines Kompositionslehrers Sechster trat er dessen Posten sowohl als Professor für Musiktheorie und Orgelspiel am Wiener Konservatorium als auch die freigewordene Stelle als Hoforganist an. Er unternahm 1869 erfolgreiche Konzertreisen nach Nancy und Paris und London (1871). Die Uraufführungen seiner e-Moll Messe 1869 in Linz und der f-Moll Messe 1872 in Wien wurden mit viel Beifall aufgenommen.

Die Aufführungen seiner ersten Sinfonien erregten Missfallen bei der Musikkritik. Er geriet zwischen die Fronten der Anhänger Brahms und Wagners. Der berühmt berüchtigte Musikkritiker Eduard Hanslick, ein glühender Brahms-Verehrer (Brahms war inzwischen in Wien ansässig), vermutete in Bruckner einen „Wagnerianer“, zumal Wagner Widmungsträger der dritten Sinfonie Bruckners ist. Erst mit der erfolgreichen Aufführung seiner vierten Sinfonie (Die Romantische) verschaffte er sich Respekt bei den Kritikern. Der große Durchbruch für ihn kam aber erst mit der Uraufführung der 7. Sinfonie 1884 durch den Dirigenten Arthur Nikisch in Leipzig fernab von Wien. Als Besonderheit in dieser Sinfonie – wie auch in den folgenden 8. und 9. Sinfonien – setzte

er außergewöhnliche Instrumente ein: „Wagner-Tuben“. Die Bezeichnung ist allerdings irreführend. Sie sind verwandt mit dem Waldhorn und gehören auch zu dieser Familie. In ihrem Ton liegen sie zwischen Waldhorn und Tenor-Posaune. Ihr nach oben gerichteter Schalltrichter verschafft ihnen tonmäßig im Orchester mehr Gehör. Für sein Te Deum bekam er von Kaiser Franz-Joseph I. das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens verliehen. Bruckners Gesundheit verschlechterte sich allmählich zusehens. Er zog sich aus allen Professionen zurück. Er führte die Komposition seiner 9. und letzten Sinfonie: „Dem lieben Gott geweiht.“, mit der er im Jahr 1887 begonnen hatte, fort. Er sollte die Sinfonie nicht vollenden können. Anton Bruckner starb am 11. Oktober 1896 in Wien. Seine letzte Ruhestätte fand er in der Stiftskirche Sankt Florian in Linz.

Epilog

Bruckner ist neben Brahms und Wagner derjenige Komponist des späten 19. Jahrhunderts, dessen Schaffen richtungsweisend für die Entwicklung der abendländischen Musik wurde. Besonders die neunte Sinfonie war für diese Zeit außergewöhnlich modern. In ihrem dritten Satz antizipiert Bruckner bereits die äußerst chromatische Tonsprache des frühen Arnold Schönberg. Gustav Mahlers ausdrucksstarke Monumentalmusik ist ohne Bruckners gründliche Vorarbeit auf diesem Gebiet nicht denkbar. Nicht zuletzt hatte sie Einfluss auf Komponisten des Neo-Klassizismus oder konservativer Komponisten des 20. Jahrhunderts.

Bruckners Verdienst ist es überdies, dass er durch seine Messen und vor allem durch sein Te deum die geistliche Musik konzertsaalfähig machte.

> **Günter Kassebeer**

Veranstaltung

Anlässlich der Wiederkehr seines 200. Geburtstages wird im Rahmen der Veranstaltung „Herr Kassebeer öffnet seinen Plattenschrank“ Anton Bruckners Neunte Sinfonie zur Aufführung gebracht.



Ein Märchen, „gar schnurrig“

„Ich will Euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig: Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war knurrig; Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr; Nur schade! sein Schäfer war klüger als er“.

Mit diesem Vers beginnt der Göttinger Gelehrte und Dichter Gottfried August Bürger (1747 – 1794) seine höchst unterhaltsame Ballade. „Der Kaiser und der Abt“ wurde zwischen 1770 und 1780 geschrieben. Und es ist keineswegs nur „ein schnurriges Märchen“. Das Gedicht hat einen ernsten Hintergrund. Denn es dauert nur noch wenige Jahre bis zum Ausbruch der Französischen Revolution und der Dichter spürt, dass eine neue Zeit kommt. Sie wird die bisher gültigen Macht-Strukturen gründlich verändern und Bürger versucht, seine Leser darauf vorzubereiten.

Die Ballade mit ihren 39 vierzeiligen Versen kann nur in Ausschnitten zitiert werden. Den ersten Vers kennen wir ja schon und wir spüren die Meisterschaft des Dichters, der das Wichtigste heraushebt und gleichzeitig seinen Leser spannend unterhält. Die wichtigste Person ist der Kaiser, der über die absolute Macht verfügt. Ihm folgt als der nächstmächtigste Würdenträger der Abt vom Kloster St. Gallen, er vertritt die Kirche. Thron und Altar haben viele Jahrhunderte die Geschichte der Völker bestimmt, jetzt aber ist die Zeit gekommen, in der auch das geschundene Volk sein Recht fordert. „Le tiers Etat“, der „dritte Stand“, muss in die Regierung einbezogen werden. Beim Dichter Bürger repräsentiert der Schäfer Hans Bendix den „dritten Stand“.

Wir kennen den ersten Vers, aber wie geht es weiter?

Der Kaiser ärgert sich, dass der Abt, im Gegensatz zu ihm, ein so behagliches Leben führen kann, während er die Mühen der Kriegszüge erdulden muss. Deshalb beschließt er dem Abt das Leben schwer zu machen und stellt ihm drei Fragen: Er will wissen, wie viel Geld er wert ist, wenn er das Kaiser-Ornat trägt. Zweitens fragt er, wie lange er braucht, um mit dem Pferd einmal um die Welt zu reiten. Und zum Schluss soll der Abt des Kaisers geheime Gedanken erraten, aber: „Es soll kein Titelchen Wahres dran sein.“ „Drei Monden von nun an bestimm ich zur Zeit. Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.“ „Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen, So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen. Dann lass ich Euch führen zu Esel durchs Land, Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand.“

Der Abt spürt die gefährliche Lage und fürchtet sich sehr. Denn trotz aller Mühe kann er die drei Fragen nicht beantworten, auch niemand von seinen Kollegen kann es. Zusehends wird er bleich und mager und gleicht immer mehr einer Hutzel (Hotzel): einer getrockneten Birne. „Wie hotzelt Ihr ein“, ruft Hans Bendix, als er seinen Abt am Felsenhang trifft und entsetzt ist über dessen Aussehen. „Mein Sixchen! Es muss Euch was angetan sein“. Und der Abt erzählt ihm alles und dass er keinen Ausweg sieht.

Er ist unendlich erleichtert, als er Hans Bendix hört: „Nichts weiter?“ erwidert Hans Bendix mit Lachen, „Herr, gebt Euch zufrieden! Das will ich schon machen. Nur borgt mir Euer Käppchen, Euer Kreuzchen und Kleid, So will ich schon geben den rechten Bescheid. Versteh ich gleich nichts von lateinischen Brocken, So weiss ich den Hund doch vom Ofen zu locken. Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt“.

So wird der Schäfer, als Abt verkleidet, zum Kaiser an den fürstlichen Hof geschickt. Jetzt erlebt der Kaiser eine Überraschung nach der anderen: Sein Geldwert im vollen Ornat beläuft sich auf nur neunundzwanzig Reichsgulden! Denn „Für dreissig Reichsgulden ward Christus verschachert (...) Denn einen müsst Ihr doch wohl minder wert sein.“ „Hm“, sagte der

Kaiser, „der Grund lässt sich hören und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren. Nie hätt ich, bei meiner hochfürstlichen Eh! Geglaubt, dass so spottwohlfeil ich wär.“ Und wie lang dauert der Ritt um die Welt? „Herr, wenn mit der Sonn Ihr früh sattelt und reitet, Und stets in einerlei Tempo begleitet, So setz ich mein Kreuz und mein Käppchen daran, In zwei mal zwölf Stunden ist alles getan“. Auch daran kann der Kaiser beim besten Willen nichts aussetzen. Aber jetzt kommt das Schlimmste: „Was denk ich, was falsch ist? Das bringe heraus! Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!“ „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen. Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn: Denn wisst, dass ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!“

Sogleich will der Kaiser den Schäfer zum neuen Abt machen, doch dieser weigert sich. „Mit Gunsten Herr Kaiser! Das lasst nur hübsch bleiben! Ich kann ja nicht lesen, nicht rechnen und schreiben. Auch weis ich kein sterbendes Wörtchen Latein. Was Hänchen versäumt, holt Hans nicht mehr ein.“ Daraufhin möchte der Kaiser ihm eine andere Gnade gewähren, denn: „Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank; Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank“.

„Herr Kaiser, gross hab ich soeben nichts nötig: Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig, So will ich erbitten zum ehrlichen Lohn, Für meinen hochwürdigen Herren Pardon“. „Ha, bravo, Du trägst, wie ich merke, Geselle; Das Herz wie den Kopf auf der richtigen Stelle. Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt; Und obendrein Dir ein Panis-Brief* (Brot-Brief) beschert. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten, Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten. Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot, Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod.“

Das wurde vor 300 Jahren geschrieben aber die Botschaft ist heute noch aktuell. Wir können von Schäfer lernen, worauf es wirklich ankommt, nämlich: Ehrliche Teilnahme am Ergehen anderer Menschen, Selbstkritik und, vor allem, Bescheidenheit in den eigenen Ansprüchen.

> **Dr. Ursula Feldmann**

**Panis-Brief bedeutet einen fortwährenden Lebensunterhalt.*

Wilhelm Conrad Röntgen

Der Blick ins Innerste und ein radikales Leben für die Radioaktivität

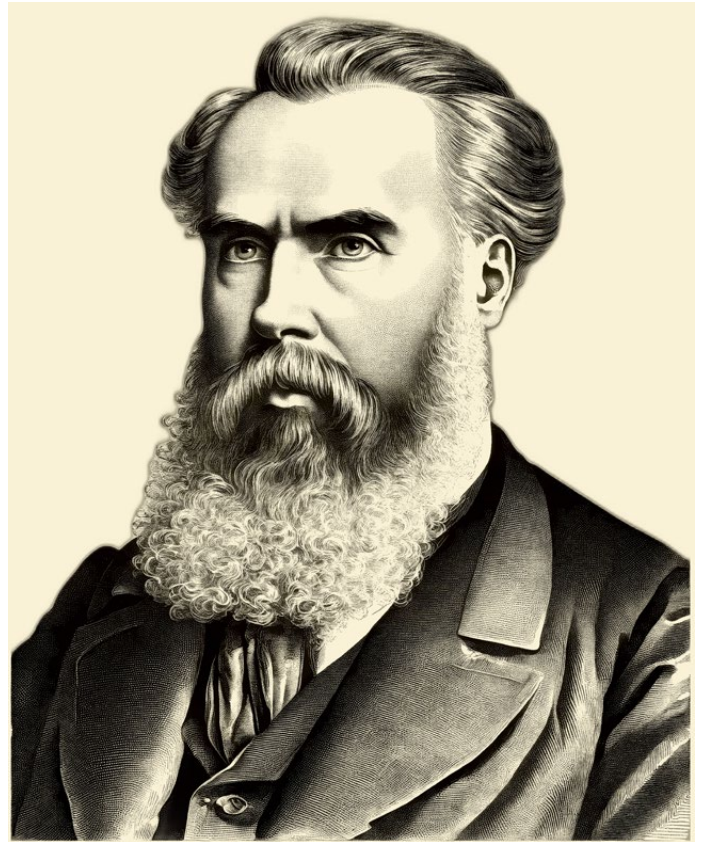
Im Jahr 1895 entdeckte Wilhelm Conrad Röntgen die nach ihm benannten Strahlen. Sie sollten die Medizin für immer verändern.

Wer war dieser Mann?

Wilhelm Conrad Röntgen wurde am 27. März 1845 in Lennep, einem heutigen Teil von Remscheid, als Sohn des wohlhabenden Tuchhändlers Friedrich Conrad Röntgen und seiner Ehefrau Charlotte Constanze geboren. Seine Jugend verbrachte er im holländischen Apeldoorn, wohin die Familie drei Jahre nach seiner Geburt gezogen ist. Ein Jahr lang (1862) besucht er die Technische Schule in Utrecht. Es kommt zu einem Zwischenfall. Röntgen bewundert eine Karikatur, die ein Mitschüler von seinem sehr strengen Lehrer angefertigt hat. Da er den Namen seines Mitschülers nicht verrät, muss er die Schule ohne Abschluss verlassen. So wird es erzählt.

Ohne Abitur darf Röntgen nicht studieren

Er schreibt sich als Gasthörer ein. Hier hört er davon, dass in Zürich die Einschreibung nach einer Aufnahmeprüfung auch ohne Abitur möglich ist. Der Direktor der Eidgenössischen Schule in Zürich akzeptiert Röntgens Bewerbung auf Grund seiner Vorkenntnisse auch ohne Prüfung. Röntgen beginnt 1865 ein Studium als ordentlicher Student an der mechanisch-technischen Abteilung dieser Anstalt. Bereits nach drei Jahren schließt er das Studium als Maschineningenieur mit Bestnoten ab. Die Bekanntschaft mit August Kundt, Professor der Physik in Zürich, bringt die entscheidende Wende in Röntgens Leben. Er schreibt eine Dissertation mit dem Titel „Studie über Gase“. Begeistert über die Gewissenhaftigkeit und die Begabung seines Schülers nimmt ihn Kundt als Assistenten nach Würzburg und dann nach Straßburg mit. Nach zwei Jahren Assistenzzeit räumt ihm die Universität Straßburg das Recht zur Habilitation in Experimentalphysik ein.



Am 19. Januar 1872 heiratet Röntgen Bertha Ludwig in Apeldoorn. Sie sind seit seiner Studienzeit in Zürich ein Paar. Die Ehe bleibt kinderlos. Sie adoptieren die Tochter von Berthas verstorbenem Bruder. Röntgen folgt 1879 dem Ruf an die Universität Gießen. Hier findet er Zufriedenheit nicht nur beruflich, sondern das Ehepaar schließt viele Freundschaften, die ein Leben lang halten. Zusammen unternehmen sie Ausflüge, gehen wandern oder auf die Jagd.

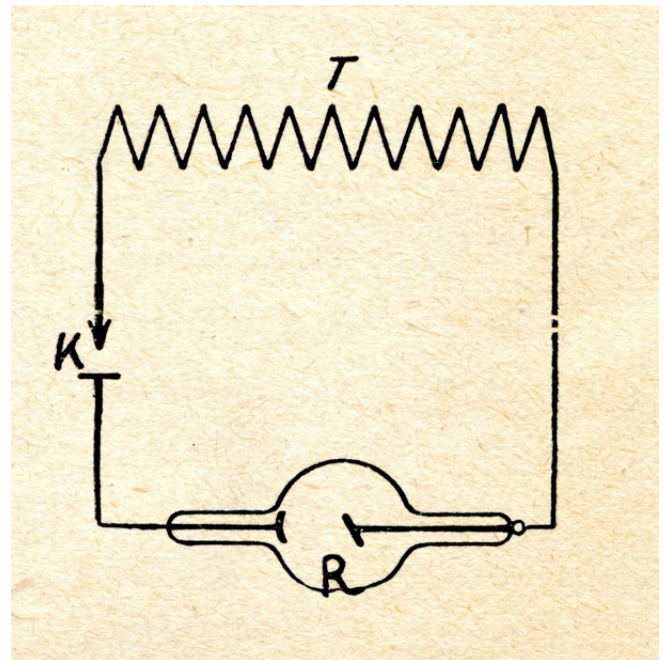
Nach verschiedenen Forschungsstationen ernannte ihn Prinzregent Luitpold von Bayern 1888 zum ordentlichen Professor in Würzburg

Zwölf Jahre war er hier tätig. In dieser Zeit experimentierte Röntgen – wie auch viele andere Physiker – mit Kathodenstrahlung in (Glas)Röhren* ohne zu ahnen, dass er damit eines Tages weltberühmt werden sollte.

* Kathodenstrahlung

Die Röhren waren von Johann Hittorf und William Crookes entwickelt worden: Sie enthielten kein perfektes Vakuum, sondern etwas Luft. Am schmalen Ende ist die negativ geladene Kathode, oben ist die positiv geladene Anode zu sehen. Die starke Spannung führt dazu, dass Luftmoleküle zerrissen werden. Deren elektrisch geladene Splitter schlagen Elektronen aus der Kathode. Diese werden durch die Spannung zum dicken Ende der Röhre hin beschleunigt, wo sie auf Atome im Glas treffen und diese auf ein höheres Energieniveau anregen. Wenn die Atome in den Grundzustand zurückfallen, geben sie (Röntgen-) Strahlung ab.

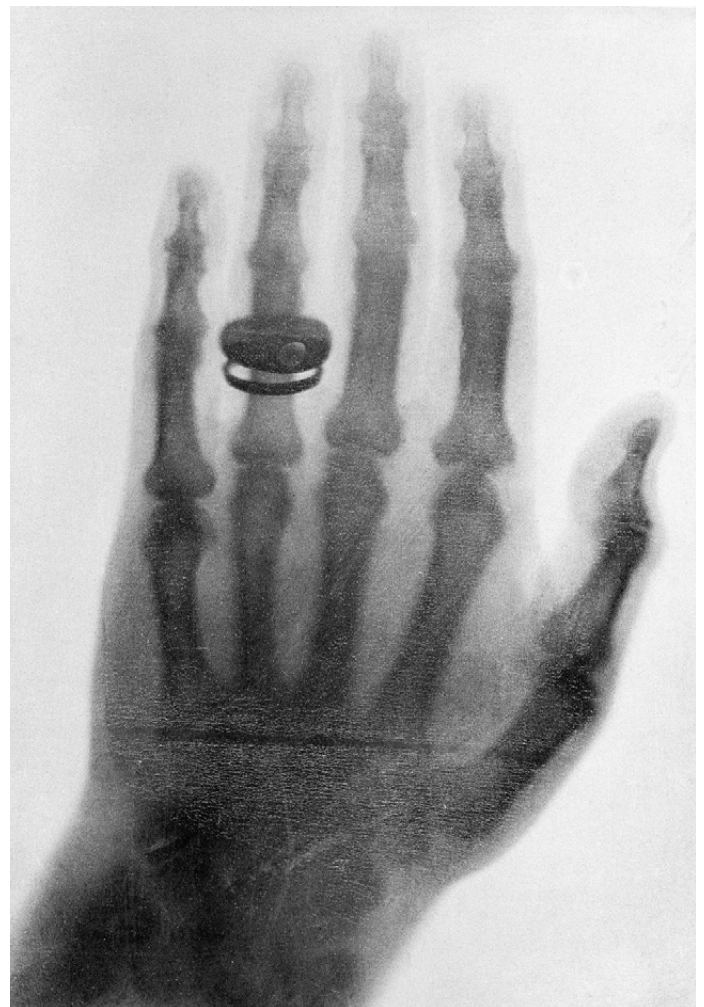
*(Süddeutsche Zeitung/Wissen/
Röntgenstrahlung-Historie)*



Röntgen nannte sie **X-Strahlen**. Nach gewissenhaften Studien veröffentlichte er Ende 1895 seinen berühmten Artikel „Über eine neue Art von Strahlen“. Er hat seine Entdeckung aber nicht patentieren lassen.

Die Gesellschaft war von den neuartigen Blicken im Inneren fasziniert. Röntgen wurde zum Tagesgespräch. Seine Entdeckung ging wie ein Lauffeuer um die Welt. Am 22.12.1895 setzt Röntgen dann jenen Meilenstein der Medizingeschichte, der fortan für immer mit seinem Namen in Verbindung steht: die erste überlieferte Aufnahme einer menschlichen Struktur ist das Bild der rechten Hand seiner Frau Bertha – gebannt auf einer Fotoplatte. Dieses Bild ist quasi die Geburtsurkunde der Radiologie.

Für die Medizin ging ein Traum in Erfüllung. Fortan war es möglich, Fremdkörper im Körper des Patienten genau zu lokalisieren. Die Entdeckung verbreitete sich rasch weltweit. Es gab nichts, was nicht geröntgt wurde. In Arztpraxen, auf Jahrmärkten, in Schuhgeschäften, überall standen Röntgengeräte. Mit der Entdeckung erweiterte sich die Diagnosemöglichkeit der Medizin um ein weiteres, mächtiges und lebensrettendes Instrument.



Die erste Röntgenaufnahme von 1895: die Hand von Röntgens Ehefrau Bertha – mit Ehering.

Und so verfestigte sich unter Medizinerinnen wie Laien immer mehr ein Verständnis, dass auch nicht Sichtbares gegenwärtig sein kann. Gesundheitsgefahren durch die Strahlung waren anfangs unbekannt. Doch immer mehr machten sich leise Gegenstimmen in der Bevölkerung bemerkbar, vor den Röntgenblicken nichts mehr verbergen zu können. So bemerkten Ärzte bei Aufnahmen vom Kopf ihrer Patienten, dass die Kopfhare ausfielen. Es mehrten sich die Stimmen, die vor einem Übereinsatz warnten. Auch der berühmte Chirurg Sauerbruch soll gegenüber Röntgen bemerkt haben: „Ärzte verlassen sich viel zu sehr auf die Aufnahmen, statt ihre Patienten ordentlich zu untersuchen.“ „Zu viel geröntgt, zu wenig gefragt.“ heißt es oft in der Medizin. Da könnte etwas Wahres dran sein: Allein in Deutschland werden jedes Jahr mehr als 130 Millionen Röntgenaufnahmen angefertigt.

Heute gehören Röntgenstrahlen zum Standard bei der Diagnosefindung

Es sind extrem kurzwellige, energiereiche elektromagnetische Strahlen, die Materialien durchdringen oder Knochen eines Körpers sichtbar machen können; Weichteile dagegen nicht. Schon 1905 hieß es bei einem Kongress der Röntgen-Vereinigung zu Berlin: „In dieser vervollkommenen Weise sind die Röntgenstrahlen ... in allen Spezialfächern der Menschenheilkunde ... ein unersetzliches und unentbehrliches Hilfsmittel geworden.“ Röntgens Name wurde zum Verb „röntgen“.

Wilhelm Conrad Röntgen wäre sicherlich sehr verwundert gewesen, hätte er geahnt, welches Ausmaß seine Entdeckung einmal annehmen würde. Er war bescheiden, vermied Konferenzen oder zog sich rasch zurück, bewegte sich lieber im Kreis seiner Freunde. Er wollte seine Ruhe haben und sich um seine kranke Frau kümmern.

Röntgen starb am 10. Februar 1923. Er erhielt für seine Entdeckung 1901 den Nobelpreis für Physik. Bescheiden wie er war, verzichtete er auf das Preisgeld und stiftete es der Universität Würzburg.

> **Günter Kassebeer**



Röntgengerät beim Zahnarzt

Vorschau | Teil 2:

Seien Sie gespannt auf den Teil 2 über Madame Marie Curie, der in der nächsten Rundschau im Juli 2024 erscheint. Sie ist die Einzige, die in zwei unterschiedlichen Wissenschaften einen Nobelpreis bekommen hat.

Die Weißnäherin

Als ich neulich gefragt wurde, an was für ein „fast vergessenes Wort“ ich demnächst erinnern würde und „Weißnäherin“ antwortete, sah ich erstaunte Gesichter. Meine jüngeren Gesprächspartner hatten den Begriff noch nie gehört und konnten sich eine Frau, die diesen Beruf ausübte, überhaupt nicht vorstellen.

Meine Erinnerung führt mich in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zurück. Da kam in zeitlich größeren Abständen Fräulein Meier – wie damals eine unverheiratete Frau selbstverständlich angesprochen wurde – an einem Vormittag zu uns. Am Abend vorher war die Nähmaschine, die sonst einen anderen Platz hatte, in die Nähe des Wohnzimmerfensters gerückt worden, damit Fräulein Meier gutes Licht für ihre Arbeit hatte.

Warum hieß die Näherin nicht einfach Schneiderin, wie die Frau, die Kleider und Schürzen für unsere Mutter und meine Schwester und mich fertigte? Diese Frauen gehörten schon früh zur Zunft der Damenschneiderei. Die Weißnäherin, die zunächst fast ausschließlich Bett- und Tischwäsche herstellte, war lange Zeit weniger angesehen, zählte nicht zur Zunft der Damenschneiderei, gehörte also nicht zu einer gesellschaftlich anerkannten und angesehenen Gruppe.

Und was nähte sie? Manches, was wir heute fertig kaufen. Nach meiner Erinnerung waren das Nachthemden, Schlafanzüge, Bettwäsche, Tischwäsche und für uns kleine Mädchen zum Beispiel weiße Schürzen oder Kittel, die wir am Sonntagvormittag trugen, um die Sonntagskleider zu schützen.

Seit aber Bett- und Tischwäsche seit Jahrzehnten bunter geworden ist, kleine Mädchen keine weißen Schürzen mehr tragen und man überhaupt viel mehr fertig kauft als in der viele Jahrzehnte zurückliegenden Vorkriegszeit, braucht man die Weißnäherin nicht mehr. Dass sie einst zum Familienalltag gehörte, ist fast so vergessen, wie ihr Name.

> **Maria Hürten**





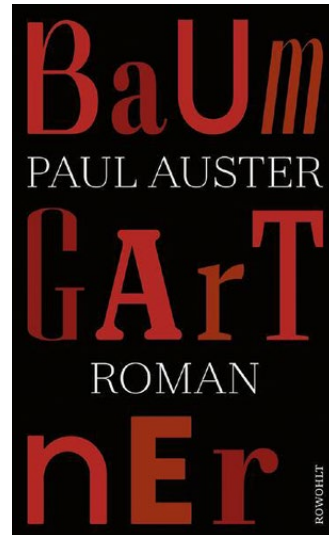
Ein Buch, wie für mich geschrieben

Paul Auster, amerikanischer Schriftsteller, veröffentlichte im Jahre 2023 seinen 18. Roman „Baumgartner“.

Zehn seiner Bücher hatte ich bis dahin gelesen. An dem Tag, an dem „Baumgartner“ erschien, habe ich das Buch voller Spannung gekauft. Ein schmaler Band von 200 Seiten. Ich habe dieses Buch ungeachtet aller alltäglichen Notwendigkeiten an einem Stück binnen zweier Tage gelesen. Mir schien, dass dieses Buch für mich geschrieben war. Es enthielt meine Gedanken, meine Zweifel, meine Fragen, mit denen ich mich eineinhalb Jahre hindurch nach dem Tod meines Mannes beschäftigte.

Wovon handelt dieses Buch?

Seymour Tecumseh Baumgartner, ein über siebzigjähriger Phänomenologe, Emeritus der Universität Princeton, lebt in New York. Er ist einsam und kann den Verlust seiner geliebten Frau, Anna Blume, nicht überwinden. Der Badeunfall, bei dem sie ums Leben kam, liegt zu Beginn der Geschichte schon zehn Jahre zurück. Die Zeit ist für ihn stehengeblieben. Er hat sich ein paar skurrile Überlebensstrategien ausgedacht: Er schenkt ihr jeden Morgen am Frühstückstisch eine Tasse Kaffee ein. Nachdem er sich überhaupt wieder traut in ihr Arbeitszimmer zu gehen – sie war Schriftstellerin und Lyrikerin – tippt er sinnloses Zeug auf ihrer Schreibmaschine, um den Klang zu hören, von dem er früher morgens aufwachte. Er schreibt ihr Liebesbriefe, „wobei er sich die absurde Mühe machte, die Briefe zu falten, in Umschläge zu stecken, zu adressieren und in den Briefkasten zu werfen gefolgt von dem Vergnügen, sie ein oder zwei Tage später entgegenzunehmen und sich auszumalen, wie Anna sich darüber gefreut haben würde.“ Er bestellt sich Bücher, weil das Lächeln der Paketbotin ihn an Anna erinnert. Es stapeln sich bereits vierhundertelf Päckchen an einer Hauswand im Garten.



Baumgartner

Paul Auster, Roman,
208 Seiten, 3. Auflage,
Rowohlt Verlag 2023

In allen Büchern von Paul Auster spielt der Zufall eine große Rolle. Ein Zufall hat ihm die Liebe seines Lebens entrissen. „Er ist ein halber Mann, der die Hälfte seiner selbst, die ihn zum Ganzen machte, verloren hat.“ Es gibt zu Herzen gehende Episoden: Der Anruf seiner toten Frau, die unbeschwert zu ihm spricht, die er nicht zu unterbrechen wagt, damit ihre Stimme nicht verschwindet.

Es geht um zwei Fragen:

„Muss ein Ereignis wahr sein, um als wahr akzeptiert zu werden, oder macht schon der Glaube an die Wahrheit das Ereignis wahr, selbst wenn das angeblich Geschehene gar nicht geschehen ist?“ Und es geht um die Frage, was nach dem Tod eines geliebten Menschen bleibt, und wie man das, was beliebt, bewahren kann. Dazu gehört, wenn man einander sehr verbunden war, der Klang der Stimme.

Beides hat mit der Stärke der Fiktion und mit der Stärke der Erinnerung zu tun.

Auch wenn es in diesem Roman um Trauer, Einsamkeit und Verlust geht, ist es kein trauriges Buch, Selbstironie, die zu Paul Austers Stärken gehört, beherrscht auch sein Protagonist Baumgartner. Es gibt eine Reihe von Episoden, amüsant und slapstickhaft, es gibt bewundernswerte Mitmenschlichkeit, wenn der Heizungsableser nach einem Sturz Baumgartners auf der Kellertreppe sich rührend um ihn kümmert, oder die überraschende, anrührend schöne Bekanntschaft mit Beatrix Coen, einer sehr jungen Literatur-Wissenschaftlerin, Studentin eines befreundeten Kollegen, die an ihrer Dissertation schreibt und ihn bittet, ihr mehr Material zur Verfügung zu stellen, weil sie Anna Blumes Gesamtwerk herausgeben möchte. Bis sie kommt, um den Nachlass zu sichten, vergehen Monate, aber sie haben durch Telefonate und durch Briefe eine so intensive, herzwärmende Beziehung, dass er sich sagt, dass Anna das „A“ seines Lebens war und Beatrix das „O“ seines Lebens sein wird. Wieder griff ein Zufall in sein Leben ein.

In diesem Buch gibt es keine fortlaufende Handlung. Sie wird von Abschweifungen, Einschüben, vielen autobiographischen Erinnerungen und Rückblenden unterbrochen, die Sätze sind bisweilen sehr lang, das Ganze aber in einer wunderbar schlichten Sprache.

Ich wünsche mir, dass dieses beeindruckende Buch nicht das letzte Buch von Paul Auster, der schwer erkrankt ist, bleiben wird.

> **Ingeborg Schöberl**



Paul Auster ...

... wurde 1947 in Newark, New Jersey, geboren. Er studierte Anglistik und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Columbia University und verbrachte nach dem Studium einige Jahre in Frankreich. International bekannt wurde er mit seinen Romanen „Im Land der letzten Dinge“ und der „New York-Trilogie“. Sein umfangreiches, vielfach preisgekröntes Werk umfasst neben zahlreichen Romanen auch Essays und Gedichte sowie Übersetzungen zeitgenössischer Lyrik. Seine Werke wurden in über vierzig Sprachen übersetzt.

Auster ist in zweiter Ehe mit der Schriftstellerin Siri Hustvedt verheiratet.

Von Raketenfrauen und Dramasprechern

Haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, schon einmal etwas über diese merkwürdigen und skurrilen, aber ausgestorbenen Berufe gehört?

Raketenfrauen

Ohne Computer können wir uns das tägliche Leben gar nicht mehr vorstellen. Sie erleichtern uns zahlreiche Arbeiten und machen manche sogar völlig überflüssig. Die ersten Computer, die diesen Namen trugen, waren allerdings keine Maschinen, sondern Menschen, und zwar überwiegend Frauen, die komplizierteste Rechnungen im Kopf ausführten. Die sogenannten „Raketenfrauen“, die noch in den 1950er Jahren für die Raumfahrtbehörde der NASA arbeiteten, berechneten die Flugbahn der ersten Raumschiffe tatsächlich noch mit Stift und Papier. Als die Rechenmaschine erfunden wurde, avancierten die menschlichen Computer zu Programmierern und Raketenwissenschaftlerinnen. Die „Kopfrechnerinnen“, wie man sie auch nannte, gibt es seit ungefähr 50 Jahren nicht mehr.

Prügelknabe

Die Zeiten, in denen Kinder für unverzeihliche Streiche und schlechtes Benehmen körperlich gezüchtigt wurden, liegen noch gar nicht allzu lange zurück. Die Prügelstrafe war absolut üblich und nichts Besonderes. Lediglich Kinder aus adeligen Kreisen und natürlich auch Prinzen und Prinzessinnen durften nicht persönlich geschlagen werden. Dafür gab es den gleichaltrigen, aus ärmlichen Verhältnissen stammenden „Prügelknaben“. Er lebte mit der Familie im Schloss zusammen und musste anstelle der schuldigen Kinder deren Strafe in Form von Hieben auf sich nehmen. Man erhoffte sich von dieser Vereinbarung auch eine erzieherische Maßnahme, falls sich der adelige Nachwuchs mit dem Prügelknaben anfreundete und aus Mitleid mit ihm sein Verhalten besserte. Um 1800 war Schluss mit diesem unwürdigen

Ritual. Im heutigen Sprachgebrauch kennen wir den „Prügelknaben“ oder auch „Sündenbock“ noch als bedauernswerten Menschen, der seinen Kopf für die Missetaten eines anderen hinhalten muss.

Lichtbringer

„Lichtbringer“ war ein durchaus einträglicher Beruf für Kinder und Halbwüchsige, die in den dunklen Gassen der Städte – bevor man Straßenlampen kannte – nachts den Menschen den Weg nach Hause leuchteten. Besonders von London ist überliefert, dass viele dieser Fackelträger kriminell waren und mit Straßenräubern zusammenarbeiteten. Sie führten ihre Kunden in eine Sackgasse, löschten die Fackel und machten sich aus dem Staub. Die Ganoven hatten leichtes Spiel: sie sprangen aus ihren Verstecken und raubten ihre Opfer aus. Als etwa im 17. Jahrhundert Straßenlaternen aufgestellt wurden, hatte man keine Verwendung mehr für diese „Lichtbringer“.



So mancher „Lichtbringer“ brachte auch Ungemach über seinen Auftraggeber.

Dramasprecher

Ein Beruf, der vor etwa 100 Jahren ausstarb, war der des „Dramasprechers“. In Zeiten des Stummfilms stand er vor der Kinoleinwand und erklärte den Zuschauern laut und möglichst gestenreich die Handlung des Streifens, den sie gerade sahen. Man hörte ja keinerlei Geräusche, keine Musik und nichts von dem, was die Schauspieler sprachen. Diese Aufgabe war ausgesprochen beliebt bei Theaterdarstellern, die kein Engagement fanden. Sie konnten auf diesem Weg ihre erlernte Schauspielkunst hier bestens üben. Nach der Erfindung des Tonfilms wurden diese Dramasprecher nicht mehr gebraucht.

Abtritt Anbieterin

Besonders skurril und kaum zu glauben ist diese Überlieferung eines früheren, anerkannten Berufes: außer im antiken Rom, das kulturell schon extrem frühzeitig eine Ausnahme bildete, gab es im Mittelalter keine öffentlichen Toiletten. Wir können uns vorstellen, welche Auswirkungen das hatte, und ich erspare mir daher eine detaillierte Schilderung.

Ab 1750 war es bei Strafe verboten, einfach die Straße als WC zu benutzen. Wer trotzdem unterwegs ein dringendes Bedürfnis verspürte und es sich leisten konnte, rief eine so genannte „Abtritt Anbieterin“ zu Hilfe. Sie hielt einen Eimer parat, Laub, als Vorläuferin das Toilettenpapiers und außerdem einen Mantel in Überweite, unter den sich der Kunde hockte und so weitgehend unerkant blieb. Diese bedauernswerten Dienstleisterinnen waren nachweislich bis 1900 im Einsatz und wurden erst nicht mehr gebraucht, als es Kanalisation und erste, einfache Toiletten gab.

Früher war alles besser? Nein, ganz sicher nicht.

> **Ingeborg Ollmann**



Danke, Frau Schoneberg

Wir bedanken uns bei Ingeborg Schoneberg für acht Jahre sehr engagierte Mitarbeit in unserem Redaktionsteam. Sie fehlt uns.

Frau Schoneberg ist im November 2024 verstorben.

Die Redaktion



Krönender Abschluss zum Jubiläumsjahr

Schöne Stunden beim Jubiläumskonzert

Ein von der Residenz ausgerichtetes Weihnachtskonzert in den Städtischen Bühnen beendete unser Jubiläumsjahr. Alle waren eingeladen: Bewohnerinnen und Bewohner, Angehörige, Gäste, Kooperationspartner sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Residenz. Das Theater war gut gefüllt und beim anschließenden Umtrunk in der Residenz ließ man gemeinsam den schönen Abend ausklingen.

*AUF DIE NÄCHSTEN
30 JAHRE!*

Sonntagsfrühstück

im Café Tibus ab 09:00 - 11:00 Uhr

Genießen Sie das exklusive Frühstücksbüfett und verbringen Sie einen entspannten Morgen

Reservierungen unter: +49 251 - 4835 181
oder per Mail service@dkv-rt.de

DKV
Residenz
Tibusplatz



Unser mobiler Pflegedienst

Wir entlasten pflegende Angehörige und stehen Ihnen mit Rat und Tat zur Seite

+49 251 399 55 80
muenster@micura.de
www.micura.de

DKV
miCura
Pflegeteams



Impressum

Herausgeber: DKV-Residenz am Tibusplatz gGmbH,
Tibusplatz 1-7, 48143 Münster, Telefon 0251 48350,
info@dkv-rt.de, www.dkv-rt.de

Redaktion: Dr. Ursula Feldmann, Dr. Ruth Fritsch,
Maria Hürten, Günter Kassebeer, Dr. Monika Lahrkamp,
Ingeborg Ollmann, Ingeborg Schöberl, Ulrike Wünnemann
(Endredaktion)

Gestaltung: synergeto GmbH, Münster

Druck: Druck & Verlag Kettler GmbH, Bönen

Fotos: Hannes Hennemann (Seite 3 Mitte, 10, 11, 17 unten
rechts), Christine Wietzorke (Seite 3 rechts, 17 links) Ulrike
Wünnemann (Seite 9 oben), Michael Neve (Seite 17 oben
rechts), Adobe Stock

Unsere aktuellen Datenschutzbestimmungen finden Sie
unter dem Link: <https://www.dkv-rt.de/datenschutz>

Residenz^{DKV}
Tibusplatz

Ein Unternehmen der ERGO